



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1994

Die "Melancholie des Genies" oder die "Rosenfarbe des Montblanc"

Ferber, Rafael

Abstract: Since the first ascent in 1786 by Jacques Balmat (1762-1834), Montblanc has fascinated poets and philosophers. For sixteen-year-old Arthur Schopenhauer (1788-1860), the change of weather on Montblanc becomes a symbol of the sudden change of mood from serenity to the melancholy of the "genius". Der Montblanc hat seit seiner Erstbesteigung im Jahre 1786 durch Jacques Balmat (1762-1834) immer wieder Dichter und Philosophen fasziniert. Für den sechzehnjährigen Arthur Schopenhauer (1788-1860) wird das Erlebnis eines Wetterumschlages am Montblanc zum Bild für den plötzlichen Stimmungsumschwung von Heiterkeit zu Melancholie beim "Genie".

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-42783>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Ferber, Rafael (1994). Die "Melancholie des Genies" oder die "Rosenfarbe des Montblanc". Schweizer Monatshefte, 74(10):39-42.

RAFAEL FERBER,

geboren 1950 in Singen am Hohentwiel, hat sich 1984 in Zürich mit einer Arbeit über »Platos Idee des Guten« habilitiert. 1992 Ernennung zum Titularprofessor der Universität Zürich. 1991 erschien »Die Unwissenheit des Philosophen oder Warum hat Plato die »ungeschriebene Lehre« nicht geschrieben?« Ausserhalb der antiken Philosophie hat sich R. Ferber mit Fragen der Sprachphilosophie, Ontologie und Ethik beschäftigt. R. Ferber bemüht sich auch um die Darstellung philosophischer Inhalte für interessierte Laien. 1994 erschien »Philosophische Grundbegriffe. Eine Einführung«, C. H. Beck, München 1994.

DIE »MELANCHOLIE DES GENIES« ODER DIE »ROSENFARBE DES MONTBLANC«

Der Montblanc hat seit seiner Erstbesteigung im Jahre 1786 durch Jacques Balmat immer wieder Dichter und Philosophen fasziniert. Für den sechzehnjährigen Arthur Schopenhauer wird das Erlebnis eines Wetterumschlags am Montblanc zum Bild für den plötzlichen Stimmungsumschwung von Heiterkeit zu Melancholie beim »Genie«.

»Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister hat ihr Sinnbild am Montblanc, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh Morgens, der Wolkenschleier reisst und nun der Berg vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken, auf Chamouni herabsieht: dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischendurch die schon oben geschilderte, nur ihm mögliche, aus der vollkommensten Objektivität des Geistes entspringende, eigenthümliche Heiterkeit, die wie ein Lichtglanz auf seiner hohen Stirne schwebt: in tristitia hilaris, in hilaritate tristis« (Welt als Wille und Vorstellung, WW II, § 31, 438–439)¹.

So Arthur Schopenhauer im Kapitel 31 »Vom Genie« des zweiten Bandes der »Welt als Wille und Vorstellung« (1844). Auch wenn uns die Verherrlichung des »Genies« fremd ist², so beeindruckt doch das Bild. Das Kapitel bezieht sich zurück auf den Paragraphen 36 des ersten Bandes der »Welt als Wille und Vorstellung« (1819), in dem das Bild noch nicht vorkommt. Es handelt sich hier vielmehr um eine Erinnerung Schopenhauers, die sich erst im »Handschriftlichen Nachlass« (1832) in Form einer Parabel findet. Im folgenden soll zuerst der Begriff der »Melancholie des Genies« etwas erläutert werden. Darauf soll die Verbindung hergestellt werden zum »Montblanc«. Zuletzt soll nachgewiesen werden, wie der Montblanc zum Bild für die »Melancholie des Genies« wird.

Die »Melancholie des Genies«

Im »Handschriftlichen Nachlass« schreibt Arthur Schopenhauer folgenden Dialog nieder:

A. Nach Cicero hat Aristoteles bemerkt, omnes ingeniosos fere melancholicos esse: ... Die Leute von vielem und hohem Geiste sind selten heiter, meistens trübe gestimmt.

B. Der Montblanc ist meistens bewölkt.

A. Zwischendurch zeigen sie jedoch eine ganz eigene Heiterkeit.

B. Zerreisst der Montblanc den Wolkenschleier und blickt sonnenbestrahlt von seiner Himmelshöhe herab; so ist's ein Anblick, dass jedem das Herz im Leibe lacht« (Handschriftlicher Nachlass, 4, 1, 122, § 14).

Das erwähnte Zitat von Cicero lautet in seinem Kontext: »Aristoteles jedenfalls sagt, dass alle besonders Begabten schwermütig seien, so dass ich nicht schwer daran trage, stumpferen Geistes zu sein. Er zählt viele auf, unterschreibt es gleichsam und gibt den Grund bei, warum es so sei«. (Tusc. I. 80, Üb.: R. F.). Cicero scheint sich damit auf die verlorengegangene aristotelische Abhandlung »Die Melancholie« zu beziehen. Diese könnte auch eine Quelle für Senecas verwandte Bemerkung gewesen sein, welche Schopenhauer bereits im Kapitel 36 der ersten Auflage von »Die Welt als Wille und Vorstellung« (1819) zitiert: »Keine grosse Begabung ist ohne Beimischung von Wahnsinn gewesen« (WW I, § 36, 224. Üb.: R. F.). Aristoteles nämlich soll darin folgende Frage gestellt haben: »Warum scheinen alle Männer, die in Philosophie oder Politik oder Dichtung oder in

1 Zitiert nach »Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke«, hg. von J. Frauenstädt, Zweite Auflage, Neue Ausgabe, III, Leipzig 1916.

2 Vgl. zum Missbrauch, der vom Geniegedanken etwa im Nationalsozialismus gemacht wurde, J. Schmidt: »Die Geschichte des Geniegedankens in der Deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945«, II, »Von der Romantik bis zum Ende des dritten Reichs«, Darmstadt 1985, 194–237.

den Künsten aussergewöhnlich geworden sind, Melancholiker zu sein; und zwar ein Teil von ihnen so stark, dass sie sogar von Krankheiten, die von der schwarzen Galle ausgehen, ergriffen werden, ...?»³ Eine «grosse Begabung» ist also nach dieser auf Aristoteles zurückgehenden Ansicht einerseits melancholisch und andererseits nicht ohne Beimischung von Wahnsinn. Beide Ansichten hat sich Schopenhauer anscheinend über die Vermittlung Ciceros und Senecas zu eigen gemacht. In seinen «Philosophischen Vorlesungen» beschreibt er dabei mit Thomas Willis die Symptome der Melancholie so:

«1) dass man beständig sinne und denke, immer gedankenvoll umhergehe, nie frei, vacuus; 2) dass man immer an Eine Sache denke, und so ausschliesslich, dass man andre, oft viel wichtigere Dinge darüber aus den Augen lässt; 3) dass man die Sachen in ungünstigem finstern Lichte sehe. – Die beiden ersten Punkte sind mit dem Treiben des Genies nothwendig verbunden. Man wird nie etwas Grosses zustande bringen, wenn man nicht, zur Zeit da es reif wird, unablässig es überdenkt und alles andre darüber vergisst. Das Dritte findet sich leicht hinzu.»⁴

Schopenhauer spielt hier wohl auf das Werk von Thomas Willis an «De Anima Brutorum quae Homini Vitalis ac Sensitiva est, Exercitationes Duae» (Amsterdam 1674) (vgl. Handschriftlicher Nachlass, 3, 150, 32). Die «Melancholie des Genies», «dessen innere Qual der Mutterschoss unsterblicher Werke ist» (WW II, § 31, 446), hat so eine gewisse Nähe zum Wahnsinn, insofern es auf eine Sache fast wie auf eine Wahnidee fixiert ist. Noch Friedrich Nietzsche erklärt sich in seinen Gesprächen mit Josef Paneth diese Nähe des Genies zum Wahnsinn in fast wörtlicher Anlehnung an Schopenhauer damit, «dass um grosse Wirkungen hervorzubringen, durchaus die gesammte Denkkraft eines Menschen von einem Ziel, also ähnlich einer Wahnidee beherrscht sein müsste»⁵. Das entscheidende Symptom der Melancholie des Genies ist so, dass sein Geist nicht frei, sondern – das Bild ist nun leicht zu finden – umwölkt ist.

Die «Rosenfarbe des Montblanc»

Als Schopenhauer die erwähnte Parabel schrieb, stand er bereits im 45. Lebensjahr.

3 Problemata Physica, XXX, I, 953a 10–13. Üb.: R. F.

4 A. Schopenhauer, «Metaphysik des Schönen, Philosophische Vorlesungen», III, aus dem handschriftlichen Nachlass herausgegeben und eingeleitet von V. Spierling, München/Zürich 1985, 85. Vgl. zu Schopenhauers Theorie des Wahnsinns im allgemeinen das neue Material bei Marcel Zentner, «Der Wahnsinn ist der Lethe übergrosser Schmerzen», Addenda zu Schopenhauers Antizipation der Freudschen Verdrängungstheorie, Schopenhauer-Jahrbuch, 75, 1994, S. 27–57.

5 Zitiert aus den Gesprächen mit Josef Paneth in Nietzsches Werke, Kritische Gesamtausgabe, hg. von G. Colli und M. Montinari, VII, 4, S. 22, Berlin/New York 1986. Mitteilung vom 15. Februar 1884.

6 Vgl. dazu das Kapitel über Schopenhauer in J. Schmidt, «Die Geschichte des Genie-Gedankens in der Deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945», I, «Von der Aufklärung bis zum Idealismus», Darmstadt, S. 467–476.

Nun bleiben aber nach dem Wort «first impressions are lasting impressions» die ersten Eindrücke unseres Lebens in unserer Erinnerung haften. Die Philosopheme eines Philosophen aber sind keineswegs immer von der Lebensgeschichte getrennt, sondern manchmal auch objektivierete Memoiren, auch wenn man nicht so weit gehen will wie Nietzsche in seinen Gesprächen mit Paneth: «Er habe sich, sagte er, die Gabe erworben, Menschen zu errathen, zu durchschauen, ihre Seele zu erfragen, ... Und ebenso ergeht es ihm mit philosophischen Systemen, die ja doch nichts als Memoiren seien.» (Gespräche mit J. Paneth, Mitteilung vom 29. Januar 1884). In der Tat geschieht nach Schopenhauer nicht nur «alles Urdenken» «in Bildern» (WW II, § 31, 433), sondern nimmt Schopenhauer hier einen Eindruck auf, der sich in seinen «Reisetagebüchern aus den Jahren 1803–1804» findet, die erstmals 1923 von Charlotte von Gwinner bei F. A. Brockhaus, Leipzig, herausgegeben worden sind. Da der Sachverhalt kaum bekannt ist⁶, seien hier einige Ausschnitte zitiert:

Anlässlich ihrer grossen Europareise von 1803 bis 1804 sind Arthur Schopenhauer und seine Eltern von Lyon aus am Abend des 11. Mai 1804 in Genf angekommen. Bereits in Genf hatten sie – so Arthur – am Sonntag, den 13. Mai im Garten des Herrn Necker de Germany einen «Anblick den es unmöglich ist zu beschreiben, unmöglich, sich vorzustellen, u. der den, der ihn zum ersten Mal, u. unerwartet sieht, auf eine wunderbare Art begeistert: man sieht die Spitzen, die über ganz Europa hervorragen: den Mont-blanc, u. die höchsten Berge der Alpenkette, die wie die Grossen seines Reichs, ihn umringen. Sie sind alle mit dem ewigen Schnee ganz bedeckt, u. zeigen eine Menge unregelmässige Zacken u. Spitzen: der Mont-blanc aber hat drei deutliche grosse Spitzen von denen der Mittelste die Höchste ist» (A. Schopenhauer, Reisetagebücher, S. 171).

Bereits am 14. Mai kommen nun Arthur und seine Eltern in Salanches an. Die Zeit reicht gerade noch, um den Sonnenuntergang auf dem Montblanc zu sehen, der ganz nah, wenn auch weniger hoch schien. Arthur notiert: «am Ende des Thals glaubt man den Mont blanc ganz nahe zu sehn, obgleich er noch 8 Lieues (etwa 8 mal 4,5 km)

von hier liegt. Indessen übersieht man ihn von hier am allerbesten, denn man kann in einer gewissen Entfernung seine ungeheure Grösse besser überschauen. Wir waren gerade zur rechten Zeit gekommen um die Sonne darauf untergehn zu sehn. Die untern Spitzen waren von Wolcken umflogen, aber der Gipfel war unbewölckt: nachdem im Thal die Sonne schon verschwunden war, wurde der Berg nach u. nach roth, u. imer röther, Rosenfarb, Orange, u. erblasste dann schnell: u. nachdem es schon finster war, sahen wir noch lange den weissen Schimmer der entsetzlichen Schneemassen» (Reisetagebücher, 173).

Das scheint das entscheidende Erlebnis Arthurs gewesen zu sein. Arthurs Mutter Johanna hat es, wohl für einen breiteren Leserkreis, so stilisiert:

«Vor uns, mitten in aller Frühlingsherrlichkeit leuchtete der Montblanc gleich einer Erscheinung aus einer andern Welt, und um ihn her die höchsten Gletscher und Schneegebirge von Savoyen, über die er das königliche Haupt stolz erhebt. Er schien so nahe vor uns zu liegen, als ob wir in einer halben Stunde ihn erreichen könnten. Die allmählig sinkende Sonne kleidete ihn in bleiches Rosenroth, das allmählig zu dunklerem Purpur erglühete und leichte amethystenähnliche Sommerwölkchen umflatterten spielend seinen, hoch über sie empor ragenden Gipfel» (J. Schopenhauer, S. 263).

Beide, Mutter und Sohn, beschreiben das Erlebnis fast identisch, wobei Johanna die Tagebuchaufzeichnungen ihres Sohnes benutzt haben könnte. Für beide ist der Montblanc nur eine halbe Stunde weit entfernt, beide schildern den fliessenden Übergang von einem hellen in ein dunkleres Rot, nach Arthur von «Rosenfarb» zu «Orange», nach Johanna von einem «bleichen Rosenroth» zu «dunklerem Purpur». Für Arthur sind die «unteren Spitzen», «von Wolcken umflogen», für Johanna dagegen die «hoch über sie empor ragenden Gipfel» bereits in «aller Frühlingsherrlichkeit» von «leichten amethystenähnlichen Sommerwölkchen umflattert». Der Kerngehalt beider Beschreibungen ist identisch: die Sinnestäuschung einerseits und der Sonnenuntergang andererseits.

Am 15. Mai 1804 unternehmen nun Arthur und Johanna in der Tat die mühsame Reise von Salanches aus nach Chamonix in einem «char-à-banc» («einem

schmalen, länglichen Wagen, der auf vier Rädern ruht») (Reisetagebücher, S. 174).

Unterwegs aber sahen der sechzehnjährige Arthur und seine achtunddreissigjährige Mutter Johanna (1766–1838) bei der «Chûte de l'Arve», einem Wasserfall etwas vor dem Dorf Servoz, «endlich die weissen Spitzen des Mt blanc's, die Aiguille du Goutêt, Dôme du Goutêt u. Aiguille du Midi, welche ungefähr auf der Hälfte des Montblancs sind» (Reisetagebücher, S. 175). In Chamonix angekommen, aber musste sich das Auge nach Arthur zuerst an den Anblick der Berge gewöhnen, «um ihre Höhe ganz zu fassen, u. ihre Entfernung zu erkennen. Bei Salanche erschien mir der Mt. blanc kaum eine halbe Stunde weit zu liegen, obgleich ich noch acht Lieues davon entfernt war: u. besonders bey den Schneebergen findet diese Täuschung statt. Auch die ungeheure Höhe der Berge welche das Thal umgeben, u. welche dicht vor mir liegen, begreife ich erst ganz, wenn ich mir dencke, dass das, was mir wie Buschwerck erscheint, u. was ich, so hoch wie mir der Berg auch vorkommt, für nichts anderes halten kann, grosse Tannenwälder sind, u. jene kleinen Höcker u. Erhebungen, hohe Berge seyn würden, wenn sie auf der Fläche ständen» (Reisetagebücher, S. 181–182). Am 16. Mai 1804 nun gingen Arthur und seine Mutter «auf eine Anhöhe dem Mt. blanc gegenüber, wo wir ihn nochmals anstaunten; sein Haupt war unbewölckt u. weissagte nicht das Unglück, welches uns am folgenden Tage überfallen sollte. (...) Man kann die ganze ungeheure Höhe des Mt. blanc nicht von unten auf einsehn: man sieht zwar den Gipfel, aber dieser steht so weit zurück, dass er wenig höher scheint als die niedrigen Spitzen die sehr viel tiefer liegen: um seine Höhe ganz zu übersehn, muss man die hohen Schneeberge besteigen, die ihm gegenüberliegen» (Reisetagebücher, S. 189).

Der Wetterumschlag und das
«Heimweh» nach dem Montblanc

Beides, die Sinnestäuschung einerseits und das Herausragen des Montblanc über die Wolken, muss sich Arthur tief eingepägt haben. «Alles Urdenken» geschieht «in Bildern», meint er später. Analog liesse sich vielleicht sagen: «Alles Urdenken» geschieht in «Erinnerungen», besonders

.....
**Eine «grosse
Begabung» ist
also nach Aristoteles einerseits
melancholisch
und andererseits
nicht ohne Beimischung von
Wahnsinn.**
.....

aber in Erinnerungen prototypischer Art, welche einen Gedanken optimal repräsentieren⁷. 15 Jahre später jedenfalls beruft sich Schopenhauer im ersten Buch der «Welt als Wille und Vorstellung» (1819) auf die scheinbare Nähe des Montblanc von Salanches aus als ein Beispiel für Sinnestäuschung:

«Die selbe falsch angewandte Schätzung nach der Luftperspektive lässt uns sehr hohe Berge, deren uns allein sichtbarer Gipfel in reiner durchsichtiger Luft liegt, für näher als sie sind, zum Nachtheil ihrer Höhe, halten, z. B. den Montblanc von Salanches aus gesehen» (WI, § 6, 29).

Damit erinnert er sich ganz deutlich an das, was er in Chamonix in seinem sechzehnten Lebensjahr festgestellt und notiert hat. Doch das entscheidende Erlebnis vom 14. Mai 1804 war: «... aber der Gipfel war unbewölkt». In der Tat wird dieser Eindruck in der Aufzeichnung vom 16. Mai 1804 wiederholt: «... sein Haupt war unbewölkt u. weissagte nicht das Unglück welches uns am folgenden Tage überfallen sollte».

Das «Unglück» war die Bewölkung, die Arthur am folgenden Morgen «mit Schrecken» feststellt. Der Sechzehnjährige notiert sich am Donnerstag, dem 17. Mai 1804, als er in Chamonix aufsteht: «Als ich diesen Morgen aufstand, sah ich mit Schrecken alles verschwunden, der Mt blanc, die hohen Schneeberge, alles war weg, eine dicke neblige Wolckendecke hatte alles verschleiert, u. hieng tief bis beynahe ins Thal herab: wie ein schöner Traum war die gestrige Pracht vergangen» (Reisetagebücher, S. 192). Arthur und Johanna mussten denn auch bei Regen von Chamonix nach Salanches hinuntersteigen, so dass der empfängliche Sechzehnjährige das «schreckliche» Erlebnis während des ganzen Abstiegs meditieren konnte und sich ihm dieser Wetterumschlag wohl tief eingepägt hat. Er notiert zum Donnerstag, den 17. Mai 1804:

«Wir fuhren in einem Zwischenraum den der Regen liess, ab; aber kaum hatten wir des Thales Ausgang erreicht, als es wieder

⁷ Vgl. weiterführend zum Thema Erfahrungen prototypischer Art: E. Holenstein, «Von der Hintergebarkeit der Sprache. Kognitive Unterlagen der Sprache», Frankfurt am Main 1980, S. 71–83.

⁸ Wilhelm von Gwinner, «Schopenhauers Leben», Dritte, neugeordnete und verbesserte Ausgabe, Leipzig 1910, S. 20.

⁹ Ich danke Herrn Dr. des. M. Zentner für die Durchsicht einer früheren Fassung. Ich bin für die Information, dass Johanna die Tagebücher ihres Sohnes für ihre «Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny» (Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, Erster Band, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1824, S. 260 [1. Auflage Rudolstadt 1817]) benutzt haben könnte, einer mündlichen Mitteilung R. Sefranskis verpflichtet.

anfieng zu regnen, um bis zum Abend nicht mehr aufzuhören... Ich erkannte die herrliche Gegend, deren Anblick mich vor ein Paar Tagen entzückt, nicht mehr: die Wolcken hatten alle Berge so umlagert, dass sie schienen sich nie wieder heben zu wollen» (Reisetagebücher, S. 192).

Auch das Bild vom unbewölkten Montblanc «hebt» sich in einer uns fassbaren Form erst im Jahre 1832 wieder aus der Vergessenheit. Es gibt im «Handschriftlichen Nachlass» den Anlass zur eingangs erwähnten Parabel, die dann im Paragraphen 31 des zweiten Bandes der «Welt als Wille und Vorstellung» (1844) auftaucht. Anders ist hier, dass sich A. Schopenhauer an einen Sonnenaufgang und nicht an einen Sonnenuntergang erinnert. Doch könnte auch der Sonnenaufgang auf eine Erinnerung zurückgehen, ging Arthur doch am Mittwoch, dem 16. Mai, «schon früh in dem herrlichen Thal spazieren» (Reisetagebücher, S. 182), so dass ihm auch der Sonnenaufgang kaum entging und wir vierzig Jahre später das eingangs erwähnte Gleichnis des von jedem Wollen ungetrübten Erkennens lesen.

«Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht loswerden, ...» meint Goethe zu J. P. Eckermann (Sonntag, den 12. April 1829). Nach dem Biographen Wilhelm von Gwinner soll Schopenhauer sogar «noch im späten Alter», d. h. wohl mehr als fünfzig Jahre später, «ein eigentümliches Heimweh» überschlichen haben, «wenn er auf den Montblanc zu sprechen kam»⁸, «... dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh Morgens, der Wolkenschleier reißt und nun der Berg vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken, auf Chamouni herabsieht: dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischendurch die schon oben geschilderte, nur ihm mögliche, aus der vollkommensten Objektivität des Geistesentspringende, eigenthümliche Heiterkeit, die wie ein Lichtglanz auf seiner hohen Stirne schwebt: ...» (WW II, § 31, 438–439)⁹. ♦

RAFAEL FERBER